

# Compte-rendu

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bulletin suisse de linguistique appliquée / VALS-ASLA**

Band (Jahr): - **(2017)**

Heft 106: **Overcoming barriers, bridging boundaries and deconstructing borders in multilingual professional settings : une perspective comparative**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Compte-rendu

**Pandolfi, E. M., Casoni, M. & Bruno, D. (2016).**

***Le lingue in Svizzera. Analisi dei dati delle Rilevazioni strutturali 2010-12.***

**Bellinzona: Osservatorio Linguistico della Svizzera Italiana.**

Das Buch *Le lingue in Svizzera* von Elena Maria Pandolfi, Matteo Casoni und Danilo Bruno enthält eine Auswertung der sprachenbezogenen Daten aus der Strukturhebung von 2010-2012, welche die bisherigen Erhebungen im Zehnjahresrhythmus ablöst. Im Rahmen einer Rezension ist es natürlich nicht möglich, die Fülle der Resultate, die auf über 300 Seiten und nicht weniger als 370 Grafiken und Tabellen wiedergegeben werden, in wenigen Abschnitten zusammenzufassen. Deshalb muss die Auswahl der Themen und Ergebnisse in den folgenden Abschnitten gezwungenermassen sehr knapp gehalten sein – und es soll gar nicht erst versucht werden, die Resultate der Studie in aller Kürze angemessen wiederzugeben.

Der Band beginnt mit einer Einleitung von Georges Lüdi, der zusammen mit Iwar Werlen Auswertungen von früheren Volkszählungen herausgegeben hat (Lüdi & Werlen 1997, 2005) und deshalb die neueren Entwicklungen im Vergleich zu den früheren Erhebungen besonders gut beurteilen kann. Nach einem einleitenden ersten Kapitel folgt in Kapitel 2 eine Auswertung der Hauptsprache(n), deren Ergebnisse in Kapitel 3 in Bezug auf das Alter analysiert werden (was eine Art *apparent-time*-Auswertung erlaubt) und anschliessend drei Kapitel (4-6) über die Verwendung der Sprachen in verschiedenen Kontexten (Zuhause, Beruf und Ausbildung) unterschieden wird.

Das einleitende erste Kapitel enthält verschiedene terminologische und methodologische Festlegungen im Zusammenhang mit der Datenerhebung. Dabei geht es auch im Besonderen um methodische Neuerungen im Vergleich zu früher, die dazu führen, dass die neuesten Resultate in manchen Fällen nur bedingt vergleichbar sind mit denjenigen von früheren Volkszählungen – wobei dies im Text jeweils klar vermerkt wird.

Neu ist zum einen der Zeitpunkt und die Art und Weise der Erhebungen: Seit 2010 gibt es keine Gesamtbefragung der ganzen Bevölkerung im Zehnjahresrhythmus mehr, sondern eine kontinuierlich ablaufende Strukturhebung, bei der regelmässig nur noch stichprobenhaft Personen ab 15 Jahren berücksichtigt werden. Die jährlich erhobenen Resultate werden im sogenannten *Pooling*-Verfahren (eine Berechnung von kumulierten Daten als Durchschnittswerte) statistisch aufbereitet. Zwar geht durch dieses Stichprobenverfahren ein gewisser Verlust an kleinräumiger Informations-

dichte einher – was in Besonderen bei den kleineren Sprachgemeinschaften zu weniger präzisen Resultaten führt –, doch auch so sind durch die neue Erhebungsform zahlreiche Auswertungen möglich, bei denen zum einen die Sprachregionen und Kantone berücksichtigt werden, zum anderen andere Variablen wie die Nationalität, das Alter oder verschiedene Berufssparten.

Änderungen gibt es auch bei der Art und Weise, wie bei der Strukturhebung die Fragen bezüglich der Sprache(n) und dem Sprachgebrauch beantwortet werden können. Dies betrifft im Besonderen die Erhebung der Hauptsprache(n): Hier kann zum ersten Mal mehr als eine Sprache angegeben werden – wobei nicht zwischen Standard- und dialektalen Varietäten unterschieden wird. Dies im Gegensatz zu den Fragen zum Sprachgebrauch im Beruf oder in der Ausbildung sowie in der Familie, wo es jeweils möglich ist, auch dialektale Varietäten (für Deutsch und Italienisch) anzugeben. Nicht mehr berücksichtigt worden ist übrigens in der Westschweiz der Unterschied zwischen Standardfranzösisch und den regionalen *Patois*, vermutlich vor allem, weil diese inzwischen (ausser in gewissen Regionen) so rar geworden sind, dass manche Befragte ihre gesprochene Alltagssprache als dialektal wahrgenommen haben (vgl. Lüdi & Werlen 2005: 39-41).

Die den Hauptsprachen gewidmeten Kapitel zwei und drei zeigen im Vergleich zu früheren Erhebungen keine fundamentalen Verschiebungen: Während sich die jeweiligen Hauptsprachen in den drei grossen Sprachregionen halten (und der Abwärtstrend des Romanischen ungebrochen scheint), zeigt sich ein starker Anstieg bei den anderen, sogenannten Nicht-Landessprachen.

Gerade bei der Frage nach der/den Hauptsprache(n) ergibt sich durch die Möglichkeit, mehr als eine Hauptsprache anzugeben, ein genaueres Bild als früher, besonders was den Anteil ein- bzw. zwei- oder mehrsprachiger Personen betrifft.

In einer eher restriktiven Lesart (d. h., wenn nur die Hauptsprache(n) berücksichtigt werden, sind rund ein Sechstel der Bevölkerung (16.6%) zwei- oder mehrsprachig, wobei es in Bezug auf verschiedene Variablen etliche Unterschiede gibt. Sehr vereinfacht zusammengefasst finden sich am wenigsten Zwei- und Mehrsprachige in der Deutschschweiz und am meisten im romanischsprachigen Landesteil sowie in Kantonen wie Genf und der Waadt; einsprachig sind häufiger die Schweizerinnen und Schweizer sowie ältere Personen, während die ausländische Bevölkerung und jüngere Personen tendenziell eher öfter mehrsprachig sind.

Bei den Fragen zum Sprachgebrauch (Familie, Arbeit und Ausbildung) wird jeweils unterschieden zwischen Standardform und gesprochener regionaler Varietät, d. h. in der Deutschschweiz zwischen der Standardsprache Hochdeutsch und den Schweizerdeutschen Dialekten und im Italienischen zwischen Standarditalienisch und den regionalen Dialekten. Wenn das

Diasystem des Deutschen und des Italienischen jeweils als Zweisprachigkeit innerhalb derselben Sprache ausgelegt wird, dann sind die Zahlen für eine individuelle Zwei- oder Mehrsprachigkeit erheblich höher, nämlich bis zu 45.4% schweizweit (bzw. 39.8 in der Deutschschweiz; vgl. S. 207 und 212, Sprachen in der Ausbildung, Kapitel 6).

Dieser differenzierte Umgang mit den verschiedenen Varietäten – teilweise als Diasystem und teilweise als zweisprachige Konfiguration – wird in den einzelnen Kapiteln jeweils klar erläutert, doch es ist fraglich, ob dieses Vorgehen wirklich befriedigend ist, da die Begriffe Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit insgesamt zu unterschiedlich gebraucht werden.

Neben dieser Schwierigkeit beim Umgang mit verschiedenen Varietäten muss – wie Lüdi schon in seinem Vorwort hinweist – immer auch mitbedacht werden, dass die Art und Weise, wie die Fragen gestellt werden, einen Einfluss auf die erhobenen Daten hat. Die gewählte Formulierung (gefragt wird ausser bei der Hauptsprache nach den *gesprochenen* Sprachen) führt dazu, dass schriftliche (oder allgemein rezeptive) Kompetenzen wohl weniger oft mitberücksichtigt werden, was im Besonderen für den Deutschschweizer Raum eine Übergewichtung der Dialekte gegenüber dem Hochdeutschen nach sich zieht, vor allem in den Bereichen Beruf und Ausbildung, wo vermutlich mehr Personen mit der Standardvarietät konfrontiert sind als angegeben – wenn auch wohl in vielen Fällen eher rezeptiv als produktiv.

Nicht nur im Privatleben, sondern auch im Berufsleben sind die Landessprachen jeweils zentral; deren Bedeutung in den einzelnen Berufssparten und Kantonen variiert allerdings beträchtlich. Die Auswertung des Sprachgebrauchs im Berufsleben ergibt eine ganze Reihe von interessanten Ergebnissen, beispielsweise, was die Rolle des Englischen betrifft. Englisch wird von 17.2% als Berufssprache genannt (S. 154) und ist somit in diesem Bereich die bedeutendste Nicht-Landesprache: Funktionale Kompetenzen sind demnach für jede siebte Person nötig – aber in den allermeisten Fällen im Zusammenspiel mit einer Landessprache (die jeweils in jeder Region dominant ist): Nur 1.4% der Befragten geben an, einsprachig Englisch zu arbeiten.

Die Aufschlüsselung nach acht beruflichen Sektoren zeigt im Übrigen, dass jeder mehr oder weniger mehrsprachig ist: Je nach Sparte handelt es sich um 1.22 bis 2.03 Varietäten, die für den beruflichen Sprachgebrauch angegeben werden.

Die Auswertung der Befragten, die eine Schule oder eine berufliche Ausbildung besuchen, zeitigt ebenfalls eine Fülle von aufschlussreichen Ergebnissen, unter anderem die Tatsache, dass, wie die AutorInnen vermuten, rund 10% der Ausbildungen in jeweils einem anderen Sprachgebiet absolviert werden (S. 218).

In den beiden Kapiteln 7 und 8 wird die Situation in den beiden Kantonen Tessin und Graubünden nochmals detailliert ins Auge gefasst. In beiden Fällen hat die jeweilige kantonale oder regionale Hauptsprache (das Italienische bzw. das Deutsche) die Tendenz, dominanter zu werden. Was die Situation der beiden kleineren Landessprachen, des Italienischen und des Rätoromanischen betrifft, so lässt sich in beiden Fällen ein weiter fortschreitender Rückgang der gesprochenen Varietäten feststellen (wobei sich die Tessiner Dialekte besonders in den ländlichen Regionen recht gut halten: Rund ein Viertel der Befragten geben an, Dialekt zu sprechen). Die für das Italienische beschriebene Dilalie-Situation (Berruto 1987), die sich in mehreren Punkten von der Deutschschweizer Diglossie-Situation unterscheidet, ist also weiterhin recht präsent. Interessant ist im Falle des Kantons Tessin auch die Situation des Deutschen, das tendenziell eher von älteren Personen gesprochen wird, was der These einer von manchen befürchteten schleichenden Germanisierung entgegensteht.

Was das Italienische betrifft, zeigen sich im italienischsprachigen Teil Graubündens teilweise ähnliche Tendenzen wie im Tessin: Auch hier halten sich die gesprochenen Varietäten recht gut neben der Standardsprache. Schwieriger steht es um das Rätoromanische, dessen Rückgang im ganzen Kanton weiterhin unausweichlich scheint.

Das Werk endet mit einem Kapitel über die Situation der Landessprachen ausserhalb ihrer Stammgebiete und einem kurzen Fazit. Insgesamt gesehen gibt dieses Werk einen reichhaltigen und faszinierenden Überblick über den Gebrauch von Sprache(n) in der Schweiz, der eine beeindruckende Fülle an Daten und verschiedenen Präsentationsformen enthält. Dank der klaren Gliederung lassen sich trotzdem auch

Teilresultate relativ leicht finden. Allerdings wäre es manchmal einfacher, auch andere Suchmöglichkeiten zu benützen: Manches liesse sich vielleicht in einer elektronischen Fassung – welche leider nicht erhältlich ist – leichter finden.

Dass dieses Werk auf Italienisch – und zwar in einer klaren und angenehmen Sprache – verfasst worden ist, ist wichtig und zeigt auch für Lesende aus den anderen Sprachregionen, dass sich das Italienische als nationale Wissenschaftssprache ausgezeichnet eignet. Für diejenigen, die sich die Lektüre eines auf Italienisch verfassten Werks nicht zutrauen, mag dies zwar ein Grund sein, sich nicht eingehender mit dem Buch zu befassen – als wichtiges Standardwerk ist es für alle anderen mit ein Grund für den Erwerb funktionaler rezeptiver Italienischkenntnisse, wie sie zwar immer wieder angemahnt, aber bislang leider nur unzureichend vermittelt werden.

## LITERATURHINWEISE

- Berruto, G. (1987). *Lingua, dialetto, diglossia, dilalia*. In G. Holtus & J. Kramer (Hg.), *Romania et Slavia adriatica. Festschrift für Zarko Muljačić* (pp. 57-81). Hamburg: Buske.
- Lüdi, G., Werlen, I., Franceschini, R., Antonini, F., Bianconi, S., Furer, J.-J., Quiroga-Blaser, S. & Wymann, C. (1997). *Die Sprachenlandschaft Schweiz. Eine Auswertung der Sprachenfragen der Eidgenössischen Volkszählung*. Bern: Bundesamt für Statistik.
- Lüdi, G. & Werlen, I. (2005). *Sprachenlandschaft in der Schweiz / Le paysage linguistique en Suisse*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik / Office fédéral de la Statistique.

**Daniel Elmiger**

Universität de Genève

daniel.elmiger@unige.ch



# Compte-rendu

**Detey, S., Racine, I., Kawaguchi, Y. & Eychenne, J. (2016).**  
***La prononciation du français dans le monde. Du natif à l'apprenant.***  
**Paris: CLE International.**

L'ouvrage collectif *La prononciation du français dans le monde. Du natif à l'apprenant*, mené sous la direction de Sylvain Detey, Isabelle Racine, Yuji Kawaguchi et Julien Eychenne, se compose de 264 pages accompagnées d'un CD-ROM. Il est issu de deux projets de recherche, *Phonologie du Français Contemporain* et *InterPhonologie du Français Contemporain*, et "vise à offrir des éléments de référence à tous les enseignants, étudiants et chercheurs en didactique du français et en linguistique française" (Detey et al. quatrième de couverture). Le CD-ROM permet d'illustrer les différentes variétés de français traitées, principalement de manière sonore, à l'aide de fichiers au format wav. Une liste des soixante-trois contributeur-ice-s est donnée au début de l'ouvrage (p. 5-6). L'ouvrage papier comprend six chapitres et le CD-ROM se compose de trois parties (le français natif, le français non-natif, les références complémentaires).

Le chapitre A, intitulé "Le prononciation du français natif", est rédigé par 5 auteur-e-s. Il vise à sensibiliser le lecteur avec différentes notions-clés indispensables pour une démarche de décentration de la *norme* vers une prise en compte des usages attestés et des différents paramètres à prendre en compte dans la variation. Après un rappel synthétique de certains domaines de la linguistique (morphologie, syntaxe, etc.), la classification des sons est abordée en analysant la structure articulatoire et acoustique des voyelles et des consonnes. Quelques processus phonologiques sont présentés (assimilation, épenthèse, etc.) afin d'illustrer la phonotaxe. La phonologie suprasegmentale est également traitée sur différents plans. La deuxième partie tente de faire le point sur les relations entre le français de référence et la norme. Une définition des trois principales normes (objective, prescriptive, subjective) permet de mieux comprendre l'évolution diachronique entre l'usage du terme de français "standard" à celui "de référence", terme qui sera retenu dans tout l'ouvrage. Les cas du schwa et de la liaison viennent illustrer cette complexité. La dernière partie cherche à définir la notion d'accent dont les frontières sont présentées comme à manier avec prudence. Plusieurs hypothèses sont proposées quant à l'origine de l'accent et de sa (non)réalisation chez certain-e-s locuteur-ice-s mais aussi sur les caractéristiques phonético-phonologiques qui pourraient permettre sa catégorisation. Cependant, les auteur-e-s rappellent que même si certains



indices peuvent être mis en évidence, il est rare que, pris isolément, ils aient le même effet.

Le chapitre B, rédigé par 19 contributeur-ice-s, s'intitule "La variation géographique". Il regroupe 10 parties permettant de présenter une analyse de plusieurs variétés de français regroupées selon un critère géographique. Ces variétés sont dans l'ordre de présentation: le français méridional, en Belgique, en Suisse, au Canada, en Louisiane, au Maghreb et au Machrek, en Afrique subsaharienne, dans les départements et régions d'Outre-Mer de la France. Ces différentes parties présentent globalement la même structure (inventaire phonémique, allophonie et contraintes phonotactiques, aspects prosodiques, variation diatopique) ce qui facilite une démarche comparative. Les deux dernières parties concernent "les autres types de variation et la prononciation" et "la prononciation du français natif: pour aller plus loin". Tandis que la première permet de définir les différents types de variation (diachronique, diastratique, etc.), la deuxième tente de faire le point sur les tendances récentes dans l'analyse des processus sonores. L'auteure suggère que les méthodes de recherche ont évolué notamment grâce à la phonologie de laboratoire et celle de corpus permettant d'établir les caractéristiques physiques et perceptuelles, les tendances distributionnelles et les régularités statistiques des systèmes sonores" (p. 79). L'implication de ces changements sont illustrés par les problématiques autour de la liaison, du schwa et de la variation diatopique.

Le chapitre C, qui s'intitule "La prononciation des apprenants de français langue étrangère" est le résultat de la collaboration de 43 chercheur-e-s et il représente la moitié de l'ouvrage. Il vise à présenter certains mécanismes dans le processus d'apprentissage de la prononciation du français (notion de transfert, *speech learning model*, etc.). Les parties suivantes respectent toutes la même structure soit d'une part, la description du système phonéto-phonologique d'une langue particulière et d'autre part, une analyse de la prononciation des apprenant-e-s du français dans cette langue première (L1) en se focalisant sur "les problèmes de prononciation les plus observés" (p. 100). De cette manière, 19 types de locuteur-ice-s sont traités (par exemple: les anglophones, les arabophones, les coréanophones, les norvégophones ou les vietnamophones).

Le chapitre D, rédigé par 3 auteur-e-s, est intitulé "enseignement de la prononciation et correction phonétique". La première partie dresse un état des lieux de l'enseignement de la prononciation et notamment ses liens avec les découvertes en phonéto-phonologie (méthodes articulatoire, des oppositions phonologiques, etc.). La deuxième partie met l'accent sur l'importance de la formation des enseignant-e-s de langues sur deux points principaux: 1) le rôle de la perception dans l'acquisition et 2) l'articulation entre segmental et suprasegmental. Tandis que le premier point mène au fait qu'il

est impératif que l'apprenant passe par la phase de sensibilisation et d'écoute et qu'il suive un entraînement soutenu à la perception" (p. 222), le deuxième va dans le sens d'un conseil "d'attirer l'attention de l'élève sur des fragments de parole beaucoup plus larges, dans lesquels l'information non-segmentale [...] joue un rôle important" (p. 224). Dans la dernière partie, l'auteur déconstruit un ensemble de représentations liées à l'enseignement de la prononciation puis propose 7 principes de travail et 4 angles d'approches permettant de guider un-e enseignant-e dans le choix d'activités liées à un travail portant sur la prononciation.

Le chapitre E, intitulé "la prononciation des apprenants de français langue étrangère: vue d'ensemble", est un chapitre court dont les 3 pages permettent une vision synthétique du travail exhaustif mené dans le chapitre C. Trois tableaux renvoient directement aux pages où sont décrits les traits de prononciations relatifs aux différentes L1 des apprenant-e-s par rapport aux voyelles, consonnes et caractéristiques suprasegmentales du français de référence.

Le chapitre F, rédigé par 7 contributeur-riche-s, s'intitule "la prononciation des apprenants de français langue étrangère: pour aller plus loin". Ces perspectives prennent plusieurs formes dont la première est la phonétique expérimentale. Certains outils sont proposés afin de mesurer, de manière empirique, les stratégies articulatoires (palatographie dynamique, microphone nasal, etc.) et les corrélats acoustiques (formants, fréquence fondamentale, etc.). La deuxième approche se rapporte à la phonologie développementale en revenant sur différents concepts comme l'apprentissage implicite/explicite, la période critique ou la notion d'interférence. La troisième approche cherche à réintroduire l'importance de la prosodie dans la perception d'une parole "naturelle", "fluide" ou "intelligible" en prenant pour exemple l'accentuation, le rythme, les sandhis et l'intonation. La dernière partie conclusive de l'ouvrage traite de la question de la multimodalité expressive (expressions faciales et gestuelles) et de son importance dans la gestion des interactions en fournissant un contexte interprétatif et par extension dans l'enseignement/apprentissage de la prononciation.

Dans son ensemble, ce travail collectif permet de mettre à disposition d'un large public un ouvrage de référence pour des individus qui veulent trouver des éléments empiriques sur la prononciation du français contemporain. C'est un ouvrage rare et précieux qui permet une vision d'ensemble sur la diversité des publics concernés par la prononciation du français et qui devrait être incontournable dans les bibliothèques de sciences du langage et de didactique des langues-cultures. Bien que son intérêt et sa pertinence, dans le domaine de la phonétique-phonologie, soit incontestable, il serait possible de se questionner sur sa portée épistémologique en didactique des langues-cultures. En effet, même si l'approche choisie par les coordinateur-riche-s est

de déconstruire un certain nombre de représentations, dont *la norme*, par une démarche empirique et sociolinguistique, d'autres construits auraient pu également être remodelés en s'appuyant sur la didactique des langues-cultures contemporaine. La notion de *natif*, centrale dans l'ouvrage, est peu remise en question alors qu'elle fait débat notamment dans les travaux sur le plurilinguisme (Dewaele 2017) en affirmant que nous sommes tous natifs d'une langue et que, souvent, la réalité est plus complexe qu'une simple opposition entre une L1 et une L2. Dans une démarche ancrée dans la sociolinguistique et donc plus centrée sur l'humain en tant qu'individu social, il aurait été possible de questionner l'omniprésence du terme "correctif" quand il s'agit de l'enseignement/apprentissage de la prononciation. De la même manière, certains termes sont utilisés comme des synonymes là où ils suggèrent des positionnements différents comme quand les interférences phonologiques sont appelées des "problèmes" (p. 233). En accord avec les nouveaux rôles de l'enseignant-e de langue (facilitateur, médiateur, accompagnateur), il serait possible de parler de "médiation de la prononciation" (Miras 2013) afin de mieux rendre compte d'un processus humain global qui intégrerait une dimension idiosyncrasique en rupture avec celle uniquement nomothétique suggérée par certains descripteurs comme le *CECRL*. Bien que certains construits soient mis en question par plusieurs contributeur-riche-s, leur usage reste d'actualité, par exemple, les métaphores de "crible", "filtre" ou encore de "surdité" qui ne représentent pas au mieux les processus plastiques de la neurocognition humaine. Même s'il est certain que la formation en phonétique-phonologie des enseignant-e-s de langues devrait être améliorée, on pourrait se questionner sur l'impact d'une phonétique-phonologie parfois trop technique sur un possible rejet de cette composante de l'enseignement/apprentissage des langues. Il est certain que les recherches en phonétique-phonologie doivent être mieux actualisées dans le corps enseignant, cependant, on pourrait aussi espérer que les pratiques des enseignant-e-s sur le terrain (corps, chant, etc.) soient mieux prises en compte et analysées par les chercheur-e-s de ces domaines afin d'en définir les apports et limites. Pour conclure, il est donc clair que cet ouvrage est indispensable dans le domaine de par sa qualité et son exhaustivité, mais il semble important de continuer à diffuser une distanciation sur une phonétique parfois trop "corrective" au profit d'une approche plus ancrée dans des tâches sociales (Narcy-Combes 2005).

## BIBLIOGRAPHIE

- Dewaele, J.-M. (in press). Why the dichotomy "L1 Versus LX User" is better than "Native Versus Non-native speaker". *Applied Linguistics*.
- Miras, G. (2013). "Enseigner / apprendre" la prononciation autrement: une approche psychosociale musique-parole. *RDLC – les cahiers de l'ACEDLE*, 10(1), 49-80.
- Narcy-Combes, J.-P. (2005). *Didactique des langues et TIC, vers une recherche-action responsable*. Paris: Ophrys.

### **Grégory Miras**

Université de Rouen Normandie, DY LIS (EA7474)

Président de l'Association française de linguistique appliquée - AFLA

gregory.miras@univ-rouen.fr



# Compte-rendu

**Egger, J.-L., Ferrari, A. & Lala, L. (2013).**

***Le forme linguistiche dell'ufficialità - L'italiano giuridico e amministrativo della Confederazione svizzera.***

**Bellinzona: Casagrande.**

Il volume recensito, edito da Casagrande (Bellinzona), è frutto di una volontà congiunta che ha portato a cooperare la Repubblica del Canton Ticino, quella dei Grigioni e la Radiotelevisione svizzera di lingua italiana; ciò che li accomuna è il vivo desiderio di sondare lo stato attuale di uno specifico italiano settoriale in Svizzera. Il valore di quest'opera sta infatti nell'essere, come afferma l'autore della prefazione al libro Michele Cortelazzo, "un quadro fedele, ricco e circostanziato della realtà ufficiale della terza lingua in Svizzera in ambito amministrativo" (p. 7). Il volume è il risultato di un lavoro a più mani, che offre in più punti un'interessante lettura stilistico-interpretativa del testo amministrativo. Consta in totale di otto interventi di autori perlopiù dell'area italoфона, attivi nel ramo dell'insegnamento accademico o in qualità di giuristi presso l'amministrazione statale, che, assieme, forniscono una panoramica esaustiva della tematica, sviluppata attraverso l'analisi puntuale sia di testi informativi a larga diffusione – come i comunicati stampa – sia di documenti più strettamente normativi prodotti dalla Confederazione. Richiedere il punto di vista a specialisti di diversi settori è un approccio spesso adottato nell'affrontare la questione dell'italiano giuridico, un approccio di successo, che porta a risultati concreti, come dimostrano le più recenti pubblicazioni, ad esempio *L'italiano giuridico che cambia*, atti di un convegno omonimo sull'italiano giuridico, organizzato dall'Accademia della Crusca e tenutosi nel 2012, cui hanno partecipato per l'appunto esperti dai più svariati campi. Un'altra importante pubblicazione nel campo della ricerca sull'italiano giuridico, *Lingua e diritto – Livelli di analisi* di Jacqueline Visconti, si apre proprio con questo pensiero in merito all'interdisciplinarietà: "le idee più affascinanti nascono spesso alle frontiere tra discipline, in quei territori inesplorati in cui vengono meno le certezze, in cui si confrontano paradigmi e concezioni di provenienza diversa". Questo principio, ormai diventato procedere tipico in ambito giurilinguistico, è anche la norma del volume qui recensito.

Nel primo intervento di Angela Ferrari – *La versione italiana dei comunicati stampa dell'Amministrazione federale, tra tedesco, francese e italiano d'Italia* – si riflette direttamente sui comunicati stampa della Confederazione svizzera redatti in italiano. Nella prassi, nota Ferrari, i comunicati stampa presentano dei problemi, afferenti a tre ambiti: l'erronea costruzione grammaticale della frase (scelta erronea delle preposizioni, concatenazione sintattico-semantic

dei costituenti sbagliata, ecc.), il registro – che talora cambia ingiustificatamente, dando luogo a fenomeni di "pseudo-precisionismo" – e la testualità, che rivela un mancato controllo della costruzione semantica e linguistica del testo. Questi gruppi di problemi sono fondamentalmente riconducibili ai tre seguenti fattori: una previa competenza approssimativa nell'uso della lingua italiana, il fascino dello scrivere denso e astratto e – come si temeva – un appiattimento quasi automatico sul tedesco che costringe ad adottare un *modus costruendi* estraneo alla lingua italiana. In generale, tuttavia, i difetti non sfociano in problemi di incomprensione; è in gioco piuttosto la naturalezza e la fluidità del discorso, di cui si percepisce fin troppo chiaramente la natura di "traduzione".

Nel secondo intervento – *Tra purismo e lassismo: forestierismi e linguaggio ufficiale* – Jean Luc Egger inizia facendoci notare che la libertà di lingua (e quindi anche la libertà di servirsi delle parole come meglio si crede) è sancita a livello costituzionale nell'articolo 18. La tematica della lingua tocca dunque da vicino lo Stato e si può dire che essa è di pertinenza statale. Il ricorso non ponderato al termine anglicizzante costituisce un'operazione artificiale che rischia, per effetto di straniamento, di allontanare inutilmente il cittadino dalle autorità. Pertanto questa tendenza è stata fortemente combattuta mediante diversi interventi parlamentari, che dimostrano, ancora una volta, che le lingue e l'uso della lingua da parte dello Stato sono un argomento politicamente delicato.

Nel terzo intervento – *Uno sguardo al contesto europeo: connettivi in testi normativi dell'Unione Europea* – Jacqueline Visconti parte dalla constatazione che legiferare nel contesto dell'Unione europea non è semplice: si tratta della redazione e dell'interpretazione di 24 versioni linguistiche della legge, sullo sfondo di 28 tradizioni giuridiche differenti. In generale, nota Visconti, in tutta la legislazione di lingua italiana si osserva una scarsa sistematicità nella resa dei connettivi. Le conseguenze sono pesanti: se nel passare dal tedesco all'italiano non vi è equivalenza testuale, allora non vi è nemmeno uguaglianza del messaggio di fronte ai cittadini, né eguaglianza dei cittadini di fronte al messaggio. La questione aperta da Visconti necessiterebbe di ulteriori approfondimenti data la delicatezza del caso.

Il quarto contributo – *Formazione all'analisi terminologica e variazione interlinguistica: alcune riflessioni sul dominio giuridico* – di Micaela Rossi e Chiara Messina presenta un corso di formazione per la traduzione nell'ambito del diritto, ovvero il master in traduzione giuridica denominato *Masterforum*, nato nel 2003. Ciò che interessa alle studiose è soprattutto vedere come i corsisti si relazionino con i vari problemi di traduzione. In generale, di primo acchito, essi tendono ad instaurare tra le varianti di più lingue un rapporto di sinonimia ingannevole, perseguendo un ideale di isomorfismo concettuale e producendo quindi delle traduzioni sbagliate. Solo alla fine del corso i

partecipanti dimostrano un cambiamento di paradigma: la comparazione parte da una reale analisi terminologica, che sottende a qualsiasi lavoro di comparazione.

Letizia Lala apre la sua indagine – *Le pagine web dell'amministrazione federale svizzera* – con un'ampia introduzione teorica, che ci ricorda come la scrittura on-line abbia esigenze di sintesi, decifrabilità e precisione informativa. Lala osserva che le pagine dell'Amministrazione federale in questo senso sono perfettamente in linea con le indicazioni date per ottenere un testo leggibile; si avverte chiaramente lo sforzo di far sì che il lettore non trovi alcun intralcio alla comprensione. La studiosa conclude che le pagine istituzionali della Confederazione svizzera sono organizzate in maniera chiara e in base a tutti i requisiti richiesti dalla comunicazione in rete.

Nel sesto contributo – *Lo strumento Omnia: quanto e come normare la scrittura amministrativa?* – Giovanni Bruno presenta lo strumento *Omnia*, un modello di scrittura amministrativa fornito ai redattori e traduttori svizzeri di lingua italiana. Si tratta di un documento in formato elettronico di 353 pagine, consultabile sul sito della Divisione italiana della Confederazione, che si presta a un uso diversificato a seconda dell'esigenza del singolo caso. I modelli proposti sono tratti dall'immane serbatoio di testi ufficiali pubblicati, ma, più in generale, *Omnia* comprende prescrizioni e raccomandazioni redazionali di vario tipo e con diversi gradi di assoggettamento a vincoli specifici: dà informazioni per esempio sulla denominazione degli atti normativi, lo stile da tenersi nei messaggi, la punteggiatura, l'uniformazione delle abbreviazioni, senza dimenticare di presentare le norme redazionali imposte direttamente dal Governo. Dopo l'analisi dello strumento *Omnia*, Bruno conclude dicendosi certo della sua utilità, perché "l'eccessiva libertà lasciata a chi scrive mette a repentaglio la certezza del diritto" (p. 147).

Lucia Udvari, nel penultimo intervento (*I verbi modali müssen e sollen nel diritto privato svizzero*), riporta la nostra attenzione su un particolare della traduzione giuridica: non è solo la traduzione della terminologia specialistica a essere delicata ma anche il modo con cui vengono resi i verbi modali che esprimono un dovere. La differenza tra i vari verbi modali è usata per esprimere il grado di discrezionalità della pubblica amministrazione ovvero la sua capacità d'azione. Per la loro traduzione è indispensabile una corretta comprensione che presuppone delle solide conoscenze del diritto o, in alternativa, una stretta collaborazione con i giuristi.

Per concludere, Jean-Luc Egger e Filippo Grandi in *Italiano giuridico federale: un dispaccio dal fronte* sottolineano come la parità dell'italiano a livello federale non sia un dato di fatto e come i fronti della battaglia a suo favore siano almeno due: bisogna combattere per l'italiano, facendo cioè rispettare le sue prerogative nei confronti delle altre lingue nazionali e combattere con l'italiano, adoperandosi per una cura formale di questa grande lingua di



cultura. Fortunatamente, scrivono gli autori, grazie alla vigilanza del servizio di legislazione di lingua italiana della Cancelleria federale il testo italiano degli atti normativi si distingue per la sua discreta qualità stilistica e la precisione del materiale.

A mio avviso, gli interventi fin qui riassunti si contraddistinguono positivamente per la ricchezza degli esempi, l'adesione concreta al testo amministrativo quale materiale di lavoro e l'attenzione al dato minutamente linguistico. In particolare, non risulta mai perso di vista l'equilibrio obbligato che deve esserci tra l'utilizzo di formulazioni standardizzate – la cosiddetta normatività, necessaria per l'univocità dei concetti – e la comprensibilità che gli scritti devono avere per i cittadini. Facendo di questo equilibrio la sua ratio, il volume non risulta mai esagerato nelle sue conclusioni, ma anzi profondamente ponderato. Il libro risulta anche molto ben organizzato dal punto di vista pratico: i riferimenti bibliografici, raccolti ordinatamente a conclusione di ciascun capitolo, risultano facilmente fruibili per chi volesse approfondire ulteriormente le singole tematiche; essi si contraddistinguono per il loro alto grado di aggiornamento e la loro pertinenza rispetto alle tematiche trattate. Va inoltre segnalato, all'interno dei capitoli, l'uso discreto di elementi paratestuali come tabelle e schemi riassuntivi, i quali aiutano ad assimilare meglio l'informazione. Uno degli aspetti più efficaci e accattivanti, a nostro modo di vedere, è tuttavia l'alternarsi, nelle varie sezioni, di temi prettamente linguistici – come può essere, ad esempio, la questione dei forestierismi – con altri di più ampia veduta, che sposano interessi anche più generali, come ad esempio la situazione inquadrata in un contesto europeo o l'analisi di siti internet. In questo modo, il volume riesce ad affrontare con schiettezza alcuni dei temi più fondamentali nel campo della scrittura amministrativa. Questo dà al libro il carattere di una vera e propria introduzione al tema della lingua amministrativa, adatta tanto a un pubblico di studenti universitari – che si può tuttavia già avvalere di validi strumenti, come il contributo di Sergio Lubello, *Il linguaggio burocratico*, edito nel 2014, o *Guida alla scrittura istituzionale*, di Michele Cortelazzo e Federica Pellegrino, pubblicato nel 2003 – quanto a persone più genericamente interessate ai meccanismi che reggono l'eloquio burocratico e le varietà istituzionali dell'italiano. Il dibattito dev'essere naturalmente approfondito, ma se si vuole incominciare da qualche parte, si può sicuramente partire da quanto offerto in questa raccolta: vi si trova infatti la chiarificazione di alcuni problemi di cui si era anche solo intuita o vagheggiata l'esistenza, dunque un punto della situazione chiaro e definito.

## BIBLIOGRAFIA

Cortelazzo, M. & Pellegrino, F. (2003). *Guida alla scrittura istituzionale*. Bari: Laterza.

Lubello, S. (2014). *Il linguaggio burocratico*. Roma: Carocci.

Pozzo B. & F. Bambi, F. (2012). *L'italiano giuridico che cambia*. Firenze: Accademia della Crusca.

Visconti, J. (2010). *Lingua e diritto – Livelli di analisi*. Milano: Edizioni universitarie di Lettere Economia Diritto, 7-8.

**Laura Quadri**

Università della Svizzera italiana (USI)

lcaq@ticino.com